

Der Doktor und sein Kind

Californische Geschichte aus allen Tagen. Von R u f u s.

Doc Willis, oder, wie sie ihn später nannten, der kleine Doktor, war nach dem Minenbächen Paradies gekommen, als das Goldfieber noch wüthete — damals ging es lebhaft genug zu in dem kleinen Plage, und zwei Doktoren waren schon vor dem kleinen Doktor dorthin gekommen und hatten Geld genug verdient. Aber wenn sie sich bisler spinnenfeindlich gegenüber gestanden hatten, wie das gewöhnlich der Fall ist, so zwei Doktoren sich Konturrenz machen, so schlossen sie jetzt dem Neu-Ankömmling gegenüber die Freundschaft und erklärten einmüthig, daß derselbe ein Quacksalber sei, vor dem sich das Publikum nicht genug in Acht nehmen könne. Kein Wunder also, daß der neue Doktor für's Erste so gut wie nichts zu thun bekam und also keine Gelegenheit hatte, zu zeigen, ob er etwas verstand. Erst als der Rote der Expeditions-Kompagnie, welcher Davis hieß und den Namen „Shotgun-Davis“ führte, weil er bei verschiedenen Gelegenheiten von den „Road-Agenten“ mit Schrot allen Kalibers angefüllt worden war, wieder einmal schwer verwundet worden und mit Hilfe der beiden anderen Doktoren so weit gebracht worden war, daß seine Rettung mehr möglich schien, wurde der neue Doktor geholt. Die beiden alten Doktoren lächelten höhnlich und sagten, es sei vollständig überflüssig, noch einen dritten Doktor zu holen, denn derselbe könne ja doch nichts weiter thun, als den Patienten ein wenig schneller unter die Erde bringen. Aber „Shotgun-Davis“ fuhr nicht ins Grab, sondern fuhr einige Wochen später wieder auf seinem Stige oben auf der Postkutsche, und die beiden Doktoren erklärten das für eine Impertinenz und für eine Rücksichtslosigkeit. Wenn der Verwundete nicht einem solchen Chirurgen in die Hände gefallen wäre, wie dem Doktor Willis, dann würde er rechtzeitig gestorben sein, wie sie es erklärt hätten. Nicht anders ging es kurz darauf mit Capt. Miller, der vom Tappan-Fieber ergriffen wurde und dennoch nicht starb, trotzdem es ihm die beiden Doktoren so verordnet hatten — seine „Wittwe“, denn dafür hatten die Doktoren sie schon erklärt, war im letzten Moment noch zu dem neuen Doktor gelaufen. Dieser hatte zuerst nicht kommen wollen, er sei nicht dazu da, die von den anderen Doktoren schon zu Tode kurirten Patienten noch zu behandeln. Aber er war ein gründlicher Kerl, dieser kleine Doktor, und er ging doch mit der „Wittwe“, und einige Wochen später war dieselbe keine Wittwe mehr, denn ihr Mann war wieder ganz gesund und besorgte seine Geschäfte wie früher.

Die beiden Doktoren waren noch wilder wie vorher und hegten auch den Leichenbestatter des Ortes auf, bezu der neue Doktor mit seiner Unverschämtheit das Geschäft verderbe. Aber das half alles nichts — die Popularität und die Praxis des neuen Doktors wuchs von Monat zu Monat. Ganz besonders zeigte sich das, als die Vöden in die Ortschaft kamen und dort epidemisch wurden. Sie waren durch einen Brief von Chicago eingeschleppt worden, den eine Tinseltalergängerin erhalten hatte. Alle bisherigen Briefe an dieselbe Adressirten waren als unbestellbar zurückgegangen, weil die fündigen Postbeamten das Persönliche nicht hatten ausmitteln können — dieser eine Brief aber wurde bestellt und die Empfängerin starb daran. Bald erkrankten auch Andere und nun hielten es die beiden anderen Doktoren für zeitgemäß, zu einer Doktoren-Konferenz nach dem Orte zu reisen. Doktor Willis blieb und war von früh bis spät unterwegs, und wenn die Leute kein Geld hatten, so fragte er nichts darnach. Er sagte, die Leute werden schon zahlen, so viel sie eben können, und wenn sie es nicht heute thun, so thun sie es vielleicht morgen, und wenn sie es gar nicht thun, so schadet es auch nichts. Man hat nie gehört, daß der gute Doktor jemals irgend Jemandem um Geld geplagt hätte. Er brauchte ja nicht viel, denn er lebte sehr einfach, in einer Kabine, wie die meisten anderen Leute in der Ortschaft. Aber in dieser Kabine sah es freilich wohlthätiger aus, als in den meisten anderen Kabinen — sie war in besser Ordnung und reinlich gehalten, und mit vielen Dingen ausgestattet, welche dem Häuschen etwas höchst Gemüthliches und Komfortables gaben — man sah, daß der Doktor nicht immer in einer solchen Kabine gekauft hatte. Der Ramin war mit allerlei hübschen Sachen geschmückt, unter Anderem mit Bildern, die in hübschen Rahmen darauf standen, und der Fußboden war mit wohl bearbeiteten Flecken von wilden Thieren geschmückt, das waren Jagdbeuten des Doktors.

Unter den Bildern auf dem Ramin war die Photographie eines hübschen jungen Mädchens. Aber war dieses junge Mädchen oder diese junge Frau — das hätten die Frauen und Mädchen, die hier und da in das Haus des Doktors kamen, gar zu gerne gewußt. Aber der Doktor sagte nichts; man wußte nicht einmal, ob derselbe verheirathet sei. Nur soviel war bekannt, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Paradies alle paar Tage an eine Frau Lewis Willis in Cincinnati geschrieben hatte. Aber man wußte nicht, ob sie seine Mutter oder seine Frau war, und selbst die Postmeisterin, die doch sonst alles wußte,

konnte nicht ergründen, was in den Briefen stand, die als Antworten von Cincinnati einliefen. Nur daß hier und da Bilder darin gewesen waren, oder sonstige kleine Dinge, wie Blumen, hatte sie ausgefunden, sonst aber nichts, rein gar nichts.

Aber nach und nach kamen immer weniger Briefe von Cincinnati, und dann blieben sie ganz aus. Und der Doktor, der bisher ein fröhlicher Mann und ein guter Gesellschafter gewesen war, wurde ein stiller und trauriger, er kam nicht mehr zu den Välen im Orte und nie mehr in die Gesellschaften der Männer; er lebte ganz zurückgezogen und sein früher so frisches und gesundes Gesicht wurde bleich und dünn. Schließlich wagten seine Freunde kaum noch, ihn zu besuchen oder ihn einzuladen, er wurde fast zum Einsiedler. Nur auf der Post erschien er noch regelmäßig jeden Abend und fragte nach Briefen, aber immer vergeblich, und wenn die Postkutsche in die Ortschaft hineinfuhr, dann stand er gewöhnlich irgendwo in der Nähe, als ob er Jemand erwartete. Aber es kam nie Jemand, den er kannte, und dann ging er still und einsam nach seiner Kabine.

Und doch kam schließlich ein Abend, an dem sich das kaum noch Erwartete ereignete. „Shotgun-Davis“ fragte die Umstehenden, ob der Doktor heute nicht da sei, und als dieser aus dem Schatten der Bäume hervortrat — es war schon finster auf der Straße, da rief Davis ihm zu: „Hier ist ein Paket für Euch, Doktor, es ist ein Gewinn-Paket“. Und lachend griff er in die Postkutsche, aus der er eben ausgestiegen war, und holte ein in Lächer und Schand verpacktes Ding hervor, das sich bei näherer Besichtigung als ein reiches kleines Mädchen von etwa vier Jahren entpuppte, welches ganz verschlafen war, denn es hatte die beiden letzten Stunden fest geschlummert. Jetzt machte es verwundert die Augen auf, und als es den Doktor erblickte, da freute es seine Aermchen nach ihm aus und rief: „Das ist ja mein lieber Papa — ich will ihn küssen“. Der Doktor war fast verstört, er wußte nicht, wie ihm geschah, und Davis sagte: „Na, wenn Sie das Paket nicht annehmen wollen, dann quittiren Sie es mir wenigstens, und ich will es wieder mitnehmen.“ Jetzt erwachte der Doktor aus seiner Versteinerung und nun nahm er das kleine Ding in den Arm, — seinen Freunden aber, die ihn umringelten, sagte er: „Jungens, ihr meint es gut mit mir, aber laßt mich heute in Ruhe, Morgen könnt ihr zu mir kommen, ich will Euch dann Alles sagen, aber heute laßt mich!“

Man wußte nicht, was man von der Sache denken sollte, und an diesem Abend lief die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Ortschaft, daß der Doktor ein kleines Mädchen vom Osten bekommen hatte. Man war auf die weitere Entwicklung der Geschichte gespannt, die Frauen besonders hätten am liebsten noch an diesem Abend die Kabine des Doktors gestürmt.

Aber ihre Neugierde wurde nicht befriedigt, und auch nicht am nächsten Vormittag, denn der Doktor ließ sich nicht sehen, und auch von dem blonden Mädchen sah man nichts. Immer größer wurde die Neugierde, auch fing man an, es nicht zu begreifen, daß der Doktor gar kein Essen für sich und das Kind holen ließ. Schließlich wurden die Leute besorgt, die Frauen wurden unruhig — sollte dem Doktor etwas passiert sein? Man klopfte endlich ohne eine Antwort zu erhalten, und als es schon anfang zu dunkeln, da öffnete man die verschlossene Thür und sah im Halbdunkel den Doktor mit dem Kinde auf den Bärensellen liegen, die den Boden bedeckten. Man glaubte, daß sie schliefen; das Kind hatte seine Aermchen um den Hals des Doktors geschlungen. Aber als man dann näher kam, sah man, daß die Beiden todt waren — die sofort angestellte Untersuchung ergab, daß Beide an Blaufäule gestorben waren.

In dieser Nacht wurde, wohl zum ersten Male in der Geschichte des Ortes, in keinem der Spielhäuser gespielt, und in keinem der Tanzhäuser wurde getanzt. So tief war der Eindruck, den die Kunde von dem Tode des Doktors und seines kleinen Mädchens überall machte. Am nächsten Tag aber wurde die amtliche Untersuchung vorgenommen, und es stellte sich heraus, daß der Doktor mit dem kleinen Mädchen inen Brief von seiner Frau im Osten erhalten hatte. In dem Brief schrieb die Frau, daß sie mit Tad, mit dem sie ja schon verlobt gewesen sei, ehe sie den Doktor kennen gelernt hatte, nach Paris gegangen sei — sie habe nicht anders gefonnt. Damals habe ihre Mutter die Verlobung mit Tad aufgehoben, und sie sei dann überredet worden, den Doktor zu heiraten. Aber sie habe die Liebe zu Tad nicht aus ihrem Herzen reißen können — sie habe den Doktor nie geliebt, so aut derselbe auch gegen sie gewesen sei. Jetzt sende sie ihm das Kind, die kleine Mabel — sie selbst sei mit Tad gegangen. Er möge nur die Scheidung von ihr erwirken, denn er werde sie nie wieder sehen.

Diesen Brief fand der Coroner und nun wußte man, warum der Doktor sich das Leben genommen. Den Brief, den er an seine treulose Frau hinterlassen hatte, öffnete man nicht, man schickte ihn nach Paris an das dortige Konsulat, damit dieses denselben der jungen Frau aushändigte. Den Todten aber und sein Kind begruben die guten Bürger von Paradies in einem Grabe, wie es der Doktor auf einem

hinterlassenen Zettel gewünscht hatte — das nothwendige Geld für das Begräbniß hatte er hinterlassen, ebenso einen Dollar für den Brief nach Paris. Außerdem fand sich ein Testament, in welchem er all sein Besitzthum, das er in Denver habe, zur Gründung eines kleinen Hospitals für arme Kranke in Paradies bestimmt hatte.

Monate vergingen, die Geschichte von dem Tode des guten Doktors fing schon an, in Vergessenheit zu geraten. Da fuhr eines Abends wieder die Postkutsche in die Ortschaft herein, und gleich vor den ersten Häusern hielt dieselbe, um eine junge Frau, die ihren Namen als „Miß Stelton“ eingetragen hatte, aussteigen zu lassen. Dieselbe hatte gesagt, sie habe Bekannte im Ort und wolle dieselben aufsuchen; ihre Reisetasche werde sie später von der Post abholen lassen. Aber die Tasche wurde nicht abgeholt, und als auch am nächsten Tage die junge Dame nicht auf der Post erschien, wurden Nachforschungen nach ihr angestellt. Niemand wußte etwas von ihr, — sollte sie sich verirrt haben oder in einem der benachbarten Canyons verunglückt sein? — Man suchte nach ihr, und bald darauf wurde sie als Leiche auf dem Grabe des Doktors gefunden — sie hatte dort ebenfalls ihrem Leben mit Gift ein Ende gemacht. An dem Bild, welches bei dem Doktor auf dem Ramin gestanden hatte, und welches man aufgehoben hatte, erkannte man sofort, daß die junge Frau die Mutter des kleinen Mädchens und die Gattin des Doktors gewesen war — auf einem Papier in ihrer Reisetasche aber standen die Worte: „Beerdigt die Leiche einer schlechten, aber reuigen Frau in dem Grabe mit dem, zu welchem sie so viele Tausende von Weilen hergekommen ist, um bei ihm zu schlafen. Gott wolle mir verzeihen und Euch seinen Segen geben. Mabel Willis, geb. Stelton“.

Der Wunsch der Verstorbenen wurde erfüllt. Am nächsten Tage wurde die Leiche der jungen schönen Frau in demselben Grabe beigesetzt, in welchem ihr Mann und ihr Kind schon seit Monaten ruhten.

Was den letzten Tagen des Kurfürsten ums Wesen.

Im hohen Alter von 85 Jahren ist der kurfürstliche Major und Füregeladjutant a. D. Freiherr Louis von Schwewe in seinem Schlosse zu Stettin in Schwäbe gestorben. Die Leiche wurde auf dem Friedhofe zu Raffel feierlich beigesetzt. Der Tod dieser in kurfürstlicher Zeit sehr populären Persönlichkeit ruft die Erinnerung an die Gefangenschaft des letzten Kurfürsten von Hessen ins Gedächtniß zurück. Von Stettin aus hatte der Kurfürst Herrn v. Schwewe mit einem eigenhändigen Schreiben zu dem König Wilhelm von Preußen, seinem Vetter, gesandt und ihm nochmals vorgestellt, daß er über die Absichten des preussischen Staates in Bezug auf Kurhessen nicht wenig beunruhigt sei. Der Kurfürst appellirte in dem Handbillschreiben an die nahe Verwandtschaft, die zwischen dem Könige und ihm bestände und gab der festen und unverrückten Hoffnung Raum, daß die Selbstständigkeit Kurhessens nicht in Frage gestellt würde. Der Kurfürst erinnerte auch an die mit dem König Wilhelm am preussischen Hofe in Berlin verlebten Jugendjahre. Herr v. Schwewe überreichte in Berlin dem Könige persönlich das Handbillschreiben des Kurfürsten. Nach Kenntnissnahme des Schriftstückes ertheilte ihm der König die Antwort, daß er die für Kurhessen entstandene Lage bedauere, indessen leider nichts anderes verfügen könnte, da der Krieg Preußen zu große Opfer gekostet hätte. Diesen Bescheid schrieb er auch persönlich nieder und übergab Herrn v. Schwewe das Schriftstück, damit dieser es in Stettin dem Kurfürsten ausshändigte. Auf der Heimreise nach Stettin erzog Hr. v. Schwewe mit Furcht und Zagen schon die Szenen, die sich abspielen würden, wenn der sehr jähzornige und aufbrausende Kurfürst die Volkshoff des Königs zu Gesicht beläme. In dessen, so erzählte Herr v. Schwewe oft seinen Vertrauten, er hatte sich umsonst bemüht. Mit zitternder Hand, die seine innere, lang unterdrückte Unruhe erkennen ließ, nahm der Kurfürst den Brief zur Hand, der ihm die letzte schwache Hoffnung auf Wiedererlangung seines Thrones raubte. Während er las, sank er in seinem Sessel in sich zusammen, stöhnte mehrmals laut, und dann verfiel er in ein stundenlanges düsteres Brüten, dabei fortwährend, den Kopf in die Hand gestützt, auf das Schreiben des Königs starrte.

Unter Kameraden.

Student (dem ein Freund einen geborgenen Thaler zurückgibt, gerührt): „Aufrechtig gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß Du mir das Geld zurückgeben würdest!“
Aber ich bitte Dich... da hätte ich mir doch mehr gepumpt!“

Kriegslisten.

(Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen.)

„Man behient sich im Kriege der Löwen- und Fuchshaut, eines um das andere; die List reißt öfters, wo die Gewalt schiffbruch leiden würde; es ist also schlechterdings nöthig, sich beyder zu bedienen, weilen öfters die Gewalt durch Gegengewalt abgetrieben werden kann, wo hergegen zum öfttern die Gewalt der List weichen muß.“ Also schrieb Friedrich d. Gr., der geniale Kriegslehrer, in Art. 11 seiner „Generalprinzipien von Kriege.“ Und wie er die Dinge darstellt, so waren sie im Urbeginn der Welt, beim Kampfe zwischen Mensch und Mensch; so liegen sie annähernd noch heute bei den Massenheeren unserer Zeit. Freilich schwindet mit dem Anwachsen der Streiterzahl ein wenig die Aussicht auf eine nützliche Verwendung von Kriegslisten, und so sagte schon Clausewitz in seinem Buche vom Kriege, daß bloß zum Schein gegebene Entwürfe und Befehle, falsche dem Feind absichtlich hinterbrachte Meldungen u. s. w. für das strategische Feld in der Regel von so schwacher Wirkung seien, daß sie nur sehr gelegentlich gebraucht werden könnten. Offenbarlich hat er hier eben nur das „strategische Feld“ im Auge, und wer weiß, ob et da nicht in der Rückachtung der Kriegslisten ein wenig über's Ziel schoß, und ob nicht von modernen Kriegslehren, die ihnen nicht mehr — gleich ihren Vorgängern auf diesem Gebiete — ein besonderes Kapitel widmeten, etwas voreilig gehandelt ist. Der endgiltige Uebergang der Kriegslisten aus der Kriegslehre in das Völkerrrecht, den der eine oder andere schon vollzogen sah, ist noch keine Thatsache. Wenn Kuroki scheinbar zurückgeht, um sich ein paar Wochen später mit voller Macht auf den durch die Scheinmanöver zum Verhorren in Liaojang bestimmten Europatiner zu werfen, so ist das eine überaus gelungene Kriegslist. Der ostasiatische Kriege hat gezeigt, daß die Aufrechterhaltung eines gewissen operativen Dunkels, zum wenigsten, wenn die Art des Kriegsschauplatzes das eingermessen begünstigt, auch in unserer Zeit noch möglich ist, und damit wird operativen Kriegslisten auch ferner Aussicht auf Erfolg verliehen.

Besonders ausdrittsvoll erscheinen aber lottische, obgleich man auch sie bereits zum alten Eisen zu werfen geneigt war. Voller Empörung berichten die Russen von den listigen Japanern. Bei Wafangou, bei den Kämpfen um die Basse des Jünchuing - Gebirges, erblinden erstere recht ungeschickt aufgestellte japanische Batterien. Fröhlich vereinigen sie ihr ganzes Artilleriefeuer darauf und vermeinten, den Gegner in Grund und Boden geschossen zu haben. Aber dessen Feuer wurde merkwürdigerweise gar nicht schwächer. Schließlich kam heraus, daß die „kleinen gelben Teufel“ Geschütz-Attrappen von Holz dorthin gestellt hatten, während ihre wirklichen Batterien — auf mastirt — nicht weit davon standen.

Dieser Vorgang erinnert unmittelbar an ein von den Buren wiederholt angewandtes Täuschungsversahren. Besonders bei Magersfontein am 11. Dezember 1900 dürften sie ihm den großen Erfolg gegen Lord Methuen zu verdanken gehabt haben. Auf dem Stamm der ihre Stellung bezeichnenden Höhen waren ganz deutlich frisch ausgehorene Verhöhlungen zu sehen. Dort auch bligten Schüsse auf, und dort lagerte sich eine scharf hervortretende Rauchwolke. Ein prächtiges Ziel für britische Infanteristen und Kanoniere! Darnach aber lagen die Buren in schlecht erkennbarem, um ein paar hundert Meter vorgeschobenen Schützengraben am Hange und sandten Geschöß auf Geschöß in die feindlichen Reihen. In die Gräben auf dem Kamm hatten sie einige Leute gelegt, die — ohne den Kopf zu erheben — alle Remington-Patronen verknallten. Deren Schwanzpulver entwidelte starken Rauch, während die vorgeschobenen Burenabtheilungen rauchschwache Mäuserpatronen abfeuerten. Die List gelang vollkommen.

Nach ein Beispiel aus dem Seetricge, aus dem Kriege im Frieden. Bei neuerlichen englischen Flottenmanövern wirkten Unterseeboote, die allersjüngste Kriegsmafie, mit. Als Mittel zur ihrer Verblüpfung wurde scharfes Artilleriefeuer empfohlen, sobald die Beobachtungsposten des aufstauenden Bootes über dem Wasserspiegel erschienen. Da tauchte die Kuppel auf — ein wüthendes Geschöße von allen in der Nähe befindlichen Schiffen. Das Unterseeboot war vernichtet seip. In Wirklichkeit aber hatte das Boot nur eine täuschend nachgenahmte Attrappe aufsteigen lassen, war tiefer getaucht, hatte unter Wasser den Kurs geändert und stieg an anderer Stelle unemerkt empor, um mit voller Ruhe Ziel für den verderbbringenden Torpedoschuß zu nehmen. Erst das harte Auftreffen des — natürlich blind geladenen — Torpedos am Bug des Schiffes belehrte den Vertheidiger, was geschehen war.

Im vorstehenden ist bereits ein Proben von der Vielseitigkeit der Kriegslisten gegeben.
Es ist schwer, ein erschöpfendes Register der möglichen Kriegslisten aufzustellen. Alle zur Täuschung des Gegners getroffenen Maßregeln, gehören

dahin. Je geringer der Kulturzustand, desto größer die Zahl der Kriegslisten. Aber auch hochentwickelte Völker wenden sie gelegentlich an. Es hat niemand die Römer der Untkultur geziehen, weil sie Hannibals Gefanten mit brennenden Wehrsträngen in die Flucht schloßen, oder die Feinde Macbeths, weil sie hinter einem Wald von grünen Zweigen ihr Anrücken verbergen. Scheinbewegungen. Scheinangriffe. Scheinrückmärsche: alles strategische Winkeltüge, sind immer dagewesen und werden immer dableiben. Unsere Taktik-Bücher reden von einem „Demonstrationsflugel“. Was heißt das anders, als daß wir den Feind über unsere wahre Angriffsrichtung zu täuschen und ihn dadurch zu falschen Maßregeln zu veranlassen suchen! Die Russen empfanden es schmerzlich, daß die Japaner bei Wafangou anscheinend den einen russischen Flügel scharf angriffen und dann, als die Russen ihre Reservern dorthin sandten, im Zentrum durchbrachen.

Zu den Kriegslisten gehören dann noch alle Ueberfälle, Verstecke, Hinterhalte; das Aufschlagen von Lagern, die man nicht beziehen will (alt hauptsächlich für die ältere Zeit) und das Bauen von Strohen, die man nicht zu benutzen abent; das Entzünden von Bivouaksfeuern, während man gerade den Abmarsch einleitet. Eine Kriegslist war es, wenn in früheren Zeiten der Belagerte Vieh aus der Festung trieb, indeß er gerade den letzter Happen Fleisch verkehrte: eine List, um den Belagerer glauben zu machen, daß an Vorräthen noch Ueberfluß sei. Mehr als einmal ist das mit Erfolg angewandt. Eine Kriegslist war es auch, als der Schiffskommandant, um das Aussehen der Kuppeln zu verbergen, Chamber Käse in die Geschütze lud, oder als er, mit dem gespannten Pistol in der Hand, die einnebrunnenen Pistolen an den offenen Pulverfässern empfang, mit der Drohung, in fünf Minuten in das Pulver zu scheßen, wofen die Käufer das Schiff nicht verlassen, wo doch die Kasser nicht Pulver, sondern — Mühsamen enthielten.

Zu den Kriegslisten zählt ferner, das auch heute wohl noch wirksame Ausstreuen falscher Nachrichten und das Einziehen richtiger mittels Kundschafter, Spione, Luftschiffer, photographischer Aufnahmen u. s. w.; dann die Täufchung des Gegners durch Verleumdungen, Benutzung seiner Kennwörter u. s. w. Endlich auch — der ganz gemeine Treubruch. Als 1870 der gefangene General Ducrot sein Ehrenwort, nicht mehr gegen deutsche Waffen zu kämpfen, mit der vorgesehnen Absicht gab, es zu brechen, da war das wohl eine Kriegslist, zugleich aber auch ein gemeiner Streich. Der ritterliche Geist jedes selbstbenutzten Volkes lehnt sich gegen solche Dinge auf. Gewiß, es gibt erlauchte und unerlauchte Kriegslisten. Die erlaubten verstoßen ebensowenig gegen die Ritterlichkeit, wie es dagegen verstoßt, daß wir den Gegner in seiner unglücklichsten Lage anfassen. Allzu ritterlich wartete Friedrich der Große in seiner ersten Schlacht, bis der Gegner rechtzeitig aufmarschirt war; aber auch nur in seiner ersten Schlacht that er es. Auf die erlaubten Kriegslisten verzichten zu wollen, wäre überaus unklug. Denn im allgemeinen sollen durch sie Vortheile ohne Aufopferung von Menschenleben errunnen werden.

Was ist nun aber eine erlaubte, was eine unerlauchte Kriegslist? Nebenfalls ist leichter zu sagen, was eine verbotene, als was eine erlauchte ist. Verboten sind ohne weiteres alle Listen, die einen Treubruch in sich schließen, worüber oben schon Genaueres gesagt worden ist. Dann hat die Haager Konvention einzelne Kriegslisten ausdrücklich verboten. Im Ueblichen betreffen die Gesetze und Gebrauche im Landkriege, das in Art. 24 Kriegslisten, sowie die Anwendung der nöthigen Mittel, um sich Nachrichten über die Gegner und das Gelände zu verschaffen,“ ausdrücklich gestattet, unterja Art. 23 unter f, „den Mißbrauch der Parlamentärflagge, der Nationalflagge oder der militärischen Abzeichen und der Uniform des Feindes sowie der besonnteren Abzeichen der Genfer Konvention.“

Hiervon interessiert besonders der Mißbrauch der gegnerischen Uniformen und Abzeichen, ein Mißbrauch, der zu allen Zeiten vorgekommen ist, der aber in seiner schärfsten Form wenigstens ganz von selber schwinden wird, wenn erst die unermessliche — in allen Ländern sich fast gleichende — Felduniform überall eingeführt sein wird. Nun sagen die Russen — in einem Kriege geht allemal jede Partei die andere großer Verlöbte wider das Völkerrrecht, um sie in der Weltmeinung herabzusetzen — den argen Japanern nach, daß sie wider die Haager Konvention gesündigt hätten, indem sie, als Chinesen verkleidet, auf's Kundschaftern gegangen seien. Was aus dem vorstehend mitgetheilten Wortlaut des betreffenden Artikels zu ersehen ist, trifft das selbst nach Erlangung des Beweises für die Wahrheit der Behauptung nicht zu. Etwas anderes wäre es, wenn die Gegner zum Zwecke der Täufchung russische Uniformen angezogen hätten. Sonst war es eine erlaubte Kriegslist. ... Und so ließe sich noch vieles sagen. Die Kriegslisten leben eben weiter und sind trotz der „Großzügigkeit“ moderner Kriege noch lange nicht auf den Abentheil geseht.

Er: „Schodappement, jedesmal, wenn ich arbeiten will, fehlt mir etwas an meinem Schreibtisch.“
Sie: „Was denn, Männchen, Tinte, Feder, Bleistift...?“
Er: „Unfinn! Der Korkenzieher.“

Die böse Sieve

Diese bekannte Bezeichnung für ein böses Weib hat man wohl scherzhaft mit der liebenden Bitte des Vaterunsers in Verbindung gebracht, und ebensowenig ernst zu nehmen ist ein Erklärungsversuch, der in dem neuesten Heft der „Zfkr. für den deutschen Unterricht“ zum besten gegeben wird, wonach unser Ausdruck weiter nichts sein soll als eine Verlängerung aus: die böse Sieve. Das Richtige hat wohl die gleichzeitig mit der genannten in der „Zfkr. für deutsche Wortforschung“ veröffentlichte Erklärung getroffen, die an eine schon früher geachtete, aber noch nicht belegte antwort, nämlich an die eines Namens für ein Spielkartenblatt in dem Karnöffelspiel der Landtskrone, wo er schon im Jahre 1562 belegt ist. Es war eine Spielkarte, die von seinem andern Blatt geflochten werden konnte. Man hat nun gemeint, es ginge nicht wohl an, diese gute Karte als böse zu bezeichnen. Dieser scheinbare Widerspruch wird aber dadurch beseitigt, daß auf jener Karte ein böses Weib dargestellt war, das einen Karbomaker verhöht, der sie dafür mit einem Knüttel züchtigen will. So in einer Nürnbergger Darstellung des Kartenspiels von 1588. Darunter stehen acht Verse mit dem Anfang:

Nichts ergers kan auff diser Erden
Dann ein böß Weib erfunden werden.“
Hier haben wir also die Quelle der Bezeichnung deutlich vor Augen. Im Jahre 1609 kommt sie dann in der heutigen Bedeutung vor in dem Werke „Sihographia mundi“, wo es heißt: „Ist denn deine Frau so eine böse Sieve?“

Der verwundete Soldat.

Von W. H.

Seht, wie das Blut mir aus der Wunde quillt,
Die kämpfend ich für's Vaterland erhielt;
Und keine Hand, die mir die Schmerzen stillt,
Die brennend schon in eine Nacht gefühlit.

Horch', wie so graus der Schlachten-Donner dröhnt!
Und mancher Held wohl theilt sein Loos mit mir;
Mit mir das letzte „Lebewohl“ erhöht,
Der Heimath fern — im blutigen Revier.

Annoch der Mutter Bild ich klar erschau,
Die mich gehegt, treuinnig mich geliebt;
Der Schmerz erstickt durch ihres Segens Thau,
Und sanften Frieden sie in's Herz mir giebt.*

*) Von einem Teilnehmer an einer Reiterattade im deutsch-französischen Kriege, und der selbst durch einen Säbel schwer verwundet vom Pferde gestürzt war, wurde dem Schreiber dieser Zeilen erzählt, wie er manche zu Tode getroffene Soldaten noch im Niederfinden den Namen „Mutter“ habe aussprechen hören. D. D.

Offen wider Willen.
Sie, Herr Rudi, auf Ihre Fristur verwenden Sie wohl sehr viel Zeit, weil Sie stets so glatt frisst und geschniegelt findt?
Sigerl: „Ja, das muß ich zugeben — mein Kopf ist meine einzige Schwachheit.“

Worauf es ankommt.
Lehrer: „Wenn Dir Deine Mutter zwei Äpfel giebt, einen großen und einen kleinen, und befehlt Dir, mit Deinem Bruder zu theilen, welchen Apfel wirst Du ihm geben?“
Schüler: „Meinen Sie meinen großen Bruder, oder nur den kleinen?“

Ein Rechtskämpfer.
Der 7jährige Sohn eines Juristen ist bei Verwandten in Ferien. Auf einem Spaziergange bemerkt er sich ungezogen. Tante Lina giebt ihm deshalb eine Ohrfeige. Da wirft er sich in die Brust und ruff: „Du! Bei uns daheim thät' das 5 Mark kosten!“

Gauner - Moral.
Strolch (nachdem er Ainen Reisenden ausgeraubt hat): „Jetzt mach' ich aber, daß ich aus dem Wald hinaus komme!“ Bei dem Gefindel, das sich hier herumtreibt, bin ich keinen Augenblick sicher, daß mir das Geld nicht wieder genommen wird.“

Entgegenkommend.
„Aber, Herr Bummel, jetzt komme ich seit 14 Tagen täglich wegen dieser Knechtung!“
„D, da wollen wir gleich abhelfen — an welchem Wochentag soll ich Sie bezahlen?“
„Na, fagen wir Samstag.“
„Also gut — von nun an brauchen Sie bloß jeden Samstag zu kommen!“

Gut vorbereitet.
Ein Arbeiter steht in einem Bierladen und hat am Beschäftigung. „Ach brauche gerade einen Gehülfen“, segte der Meister, „können Sie mit einem Rasirmesser umgehen?“
„Gewiß. Ich rasire mich immer selbst!“
„Verstehen Sie die Scheere zu dandhaben?“
„Und wie! Ich war neun Jahre Rebalteur.“
„Gut. Sie sind engagirt!“